

Aus dem Sklavenleben Brasiliens.

Von

J. Engell-Günther.

In Brasilien war es, in der Hauptstadt der gleichnamigen Provinz St. Paulo, wo ich eines Morgens folgenden Brief erhielt, den ich hier wortgetreu übersetze:

„Illustrissima Senhora Donna, ich muß an Sie schreiben, weil ich wohl nicht lange mehr am Leben sein werde. Ich bin gefangen und verurteilt, und ich glaube nicht, daß ich davon komme; aber ich bereue nichts; Sie wissen wohl – wenn der Padre auch noch so sehr auf mich einredet. Der Padre José ist ja nie Sklave gewesen; was kann es ihn da angehen? – Ich muß Ihnen also schreiben, Senhora Donna. Seit ich nicht mehr in Ew. Gnaden Gewalt war, habe ich keine frohe Stunde mehr gehabt, und es mag ebenso gut sein, wenn ich tot bin, als wenn ich lebe. Es thut mir nur um meine arme gute Herrin leid, sehen Sie, und deswegen schreibe ich und bitte Ew. Gnaden, das zu thun, was ich nun nicht kann. Die arme Donna Brandina hat schon genug zu leiden gehabt durch den schlechten Mann, den Gott ihr gegeben hatte, ich weiß nicht warum; und nun, da sie von dem Schicksal befreit ist, bin ich nicht da und kann nicht für sie arbeiten, und ich weiß nicht, wie sie sich helfen soll, und sie kann sich nun doch nicht freuen; denn dafür war ich da, und sie ist eine Senhora und kann also nichts. Aber Sie, Senhora Donna, Sie sind nicht so, und darum bitte ich Ew. Gnaden um aller guten Heiligen willen, die Sie segnen mögen, daß Sie zum Conego (Kanonikus) Cypriano gehen und ihm sagen, ich könnte nicht zu ihm kommen, aber er möchte nun das Bewußte für die Donna Brandina in Ordnung bringen. Wenn Sie das besorgen, Senhora Donna, wird meine arme Herrin nicht notleiden; aber sehr traurig ist es doch für sie, und ich hätte es um ihretwillen nicht thun sollen; ich konnte aber nicht anders, so ein Dummkopf, wie ich bin, und es wäre auch nicht verraten worden, wenn meine Tochter, das einfältige Ding, nicht so sinnlos geschrien hätte. Nun kann ich nichts mehr, als für Ew. Gnaden und für die gute Donna Brandina beten. Gott schütze Sie beide und gebe ihnen allen irdischen und himmlischen Segen. Ich bleibe in diesem und in jenem Leben Ihre treue Sklavin Rosaura.“

Was mochte das eigentlich zu bedeuten haben? – Die gute alte Negerin hatte den Brief zwar nicht selbst geschrieben; sie konnte ja gar nicht schreiben; aber sie hatte ihn schreiben lassen, und das war mir ganz erklärlich, da ich wußte, wie leicht die Gefangenen, wenn es ihnen möglich ist, auf den Hof ihres Gefängnisses zu gelangen, durch das Gitter desselben mit Vorübergehenden reden und Botschaften ausrichten lassen können. In dieser Hinsicht ist man hier nicht strenge, aber im übrigen sind die brasilianischen Gefangenhäuser [sic] schon durch ihre Unsauberkeit, durch die Menge von Ungeziefer und durch vollkommenen Mangel an Licht und Luft gewiß nicht weniger fürchterlich als die meisten derartigen Gebäude überhaupt. Außerdem gab man der armen Sklavin gewiß weder ein ordentliches Lager noch eine leidliche Nahrung. Ich empfand das tiefste Mitleid; aber – was mochte sie verbrochen haben? – Sie hatte früher mehrere Jahre in meinem Dienst gestanden, und sie hatte sich nicht allein als eine sehr brauchbare und tüchtige Arbeiterin bewiesen, sondern sie war für eine Negerin ganz besonders geschickt und gebildet. Sie verstand sowohl die gewöhnliche Kost zu bereiten, als auch alle hier gebräuchlichen Backwaren und eingemachten Früchte herzustellen, und sie war eine ausgezeichnete Wäscherin und Plätterin. Dazu konnte sie in den zierlichsten Näharbeiten und im Spitzenklöppeln von niemandem übertroffen werden, und in Hinsicht auf Fleiß, Gutwilligkeit und Sauberkeit ließ sie nichts zu

wünschen übrig. Ich war ihr aber auch noch außerdem zu Dank verpflichtet, da ihre Geistesgegenwart einmal im Stande gewesen war, das Haus, welches ich damals mit meinen Zöglingen bewohnte, vor einem großen Brande zu bewahren, indem es sonst wahrscheinlich zugrunde gegangen wäre, was mir unberechenbaren Schaden verursacht hätte.

So konnte mir ihr Schicksal nicht gleichgültig sein, obgleich ich seit zwei Jahren, das heißt seit ich die Stadt mit einem anderen Wohnorte hatte vertauschen müssen, kaum etwas von ihr gehört. Sie war nicht mit mir dorthin gegangen, sondern hatte in St. Paulo einen anderen Dienst gesucht, weil sie sich nicht so weit von ihrer armen Herrin, der Donna Brandina, entfernen wollte, deren einziger Trost in allem Mißgeschick sie war, und sonst nicht hätte hoffen dürfen, dieselbe oft besuchen zu können. Ihr Lohn war übrigens seit lange das einzige Einkommen ihrer Herrin; aber ich hatte ihr selbst auch noch monatlich einige Milreis für ihre Dienste besonders gegeben, so daß sie sich mir gegenüber als eine freie Arbeiterin fühlen konnte, was sie sehr anerkannt hatte.

Jetzt war ich zum Besuch einer befreundeten Familie nach St. Paulo gekommen, und die arme Rosaura mußte wohl auf irgend eine Art meine Anwesenheit hier erfahren haben, als sie mir den vorstehenden Brief sandte.

Ich hielt es nun für das Beste, vor allem zuerst die Donna Brandina zu besuchen, um wenigstens zu hören, was geschehen war, weil ich nur bei vollständiger Kenntnis der Sachlage hoffen durfte, eine etwas günstigere Wendung der Dinge herbeiführen zu können.

Die Frau wohnte in einer erbärmlichen Hütte der Vorstadt, da der allmähliche Zusammensturz ihres früheren Wohlstandes sie stets weiter aus der Nähe ihrer ehemaligen Bekannten vertrieben hatte, und nur mit Mühe konnte ich sie in dem öden Zimmer auffinden, welches ihr die Mulattenfamilie, deren Gast sie eben war, eingeräumt. Die Einrichtung schien, selbst nach brasilianischen Begriffen, mehr als primitiv. Eine recht unsaubere Strohmatte am Boden, eine ebensowenig saubere Hängematte im Winkel und ein dreibeiniger Schemel, der wohl, wie es hier oft geschieht, den fehlenden Tisch ersetzen mußte, das war alles.

Bei meinem Eintritt erhob sich Donna Brandina aus der Hängematte, in der sie ausgestreckt ihre Tage verträumte und die ihr auch nachts zum Lager dienen mochte, und indem sie sich darauf setzte, bot sie mir einen Platz neben sich an; allein ich zog den Schemel vor, und unser Gespräch begann ohne weitere Einleitung, da sie wußte, wer ich war, und sich denken konnte, daß ich wegen der armen Rosaura zu ihr kam, was ich ihr übrigens auch sogleich sagte.

Sie fuhr sich mit der verkehrten Hand über die thränenden Augen, trocknete sie dann wieder mit ihrem Kattunkleide und seufzte tief: „O Senhora Donna, wie unglücklich bin ich doch! – Alles habe ich verloren, und ich war reich, wie Sie wissen. Mein Vater hatte mir zehn Sklaven und vier Sklavinnen mitgegeben, als ich mich verheiratete, und ein schönes Sitio (Landhaus mit Ländereien) dazu, wovon wir sehr gut leben konnten; aber mein Mann – Gott verzeih mir's – er ist nun tot, aber ich muß doch sagen, er hat mit seiner dummen Spielwut alles durchgebracht, bis auf die Rosaura, die man mir nicht nehmen durfte, weil sie für mich im Testament festgemacht war; und nun sehen Sie . . .“ – hier fing sie herzbrechend zu schluchzen an, so daß ich ziemlich lange warten mußte, bis sie fortfuhr: „sehen Sie, was die einfältige Person angerichtet hat.“

„Ja, was denn?“ entgegnete ich; „bitte, sagen Sie mir doch, was es ist?“

„Sie wissen es nicht?“ fragte sie erstaunt.

„Nein, wahrlich nicht; ich verstehe gar nicht, wie eine so gute Person hat Böses thun können.“

„Senhora Donna, Sie müssen mir sicher beistimmen, daß es durchaus nicht gut von ihr war, gar nicht an mich zu denken, und sie weiß doch, daß ich außer ihr nichts mehr besitze, und da mußte sie Rücksicht auf mich nehmen und solche Thorheit unterlassen. Ich habe es ihr oft genug gesagt, daß es kein gutes Ende nehmen würde, aber sie hat nicht darauf gehört, und nun bin ich im Elend.“

„Die arme Rosaura gewiß noch mehr,“ versetzte ich etwas ungeduldig; „aber vielleicht wäre es doch möglich ihr zu helfen. Ich kam eben her, um mit Ihnen eine solche Möglichkeit zu beraten, die ja auch Ihnen zum Vorteil gereichen würde.“

„Helfen!“ rief sie; „wer kann da noch helfen? – Ihr Urteil ist bereits gesprochen, und der Senhor Antonio Gomez hat natürlich auf strenge Strafe gedrungen. Das Kind war ja nicht schwach und kränklich, sondern stark und gesund.“

„Welches Kind? mein [sic] Gott!“

„Ach, Sie wissen es nicht? – Nun, denken Sie, die alberne alte Person hat das Neugeborene ihrer Tochter umgebracht – in ihren Armen erstickt hat sie es.“

„Die Tochter ist die Sklavin des Senhor Antonio?“ fragte ich.

„Ja, seit mein Mann sie an ihn verkauft hat; aber das ist schon lange her. Die Rosaura gebärdete sich damals wie rasend; und freilich, mir war es auch nicht angenehm. Ich mußte mich darein ergeben, und da sagte ich ihr stets, sie müsse es auch; aber sehen Sie, dazu ist sie nicht zu bringen gewesen. Sie hat den Zorn nicht überwinden können; sie ist eben närrisch.“

„Warum mag sie das gethan haben?“ fragte ich sehr bewegt, da ich mir sagen mußte, daß die Motive einer solchen That gewiß nicht gewöhnlicher Art sein konnten.

Donna Brandina verstand mich indes, wie begreiflich ist, hierin gar nicht, und so wiederholte sie nur: „Sie ist eine alte Närrin! – Sehen Sie, Senhora Donna, das ist ja unser Unglück hier zu Land: es giebt [sic] keine guten Neger mehr. Wenn sie dumm und albern sind, kann man sie nicht brauchen, und wenn sie geschickt und tüchtig sind, wollen sie keine Sklaven mehr sein und fallen auf allerlei Thorheiten.“

„Mein Gott,“ rief ich voll Besorgnis, „da ist die arme Alte wohl gar zum Tode verurteilt?“

„Zum Tode? – Nein! – Wozu sollte das dienen? – Das brächte ja dem Senhor Antonio keinen Ersatz.“

„Wofür denn Ersatz?“

„Nun, Senhora, Sie wissen doch wohl, was ein Sklave wert ist, und besonders jetzt, wo so wenige zu haben sind, seit keine mehr eingeführt werden dürfen. Leider war das Kind auch ein Knabe.“

„Warum leider?“

„Weil ein Knabe viel teurer verkauft wird als ein Mädchen, und weil es also viel mehr Zeit kostet, die Summe, die er wert war, zu verdienen.“

„Ich verstehe immer noch nicht. Wozu ist denn nun die arme Rosaura verurteilt worden?“

„Man wird sie tief ins Innere des Landes schicken und sie dort auf einer Zuckerplantage arbeiten lassen, bis ihr Verdienst hinreicht, dem Senhor Antonio seinen Schaden zu ersetzen.“

„Aber – sie ist nicht an dergleichen schwere Arbeit gewöhnt, und sie könnte, bei ihrer Geschicklichkeit, hier durch bessere Leistungen viel schneller eine solche Summe erwerben, während sie dort den Anstrengungen gewiß bald erliegen wird.“

„Freilich!“ – Aber das wäre nicht Strafe genug, meine ich, und man fürchtet auch wohl, daß sie sonst etwas von ihrem Erwerbe mir bringen würde.“

„Ich glaubte, da diese Negerin Ihr unveräußerliches Eigentum ist, dürfte man sie Ihnen unter keinen Umständen entziehen,“ sagte ich.

„Doch! doch!“ versetzte sie, „weil sie einen anderen Herrn an seinem Eigentum geschädigt hat und weil ich sie nicht daran gehindert habe. Das ist es ja! – Nun werde ich für ihre Sünde mit ihr bestraft; und wenn man arm und bejahrt ist wie ich, so ist das sehr hart.“

Ich versank eine Weile in tiefes Sinnen, aber da ich nicht hoffen konnte, hier weitere Auskunft zu erhalten, so wollte ich mich eben verabschieden, als draußen ein anderer Besuch sich durch das hier gebräuchliche Händeklatschen anmeldete. Ich blieb also noch stehen und wartete. Ein Gefühl sagte mir, daß ich etwas Wichtiges erfahren würde.

* * *

Auf den Ruf der Donna Brandina: „Tretet ein!“ erschien der Senhor Conego Cypriano, gefolgt von seinem Adjunkt, dem Padre Vincente, und beide schritten mit leichtem Gruß an mir vorbei, um sich vor der guten Frau tief zu verneigen. Ohne mir weitere Beachtung zu schenken, fing dann der erstere ein eifriges Gespräch mit ihr an, bei dem sein Begleiter jedenfalls mit Absicht als Zeuge dienen sollte.

Ich zweifelte indes nicht, daß die beiden Herren mich erkannt hatten, da der Conego Cypriano lange Zeit den Religionsunterricht meiner kleinen Zöglinge besorgt und der Padre Vincente ihn darin zuweilen vertreten hatte; und ich erinnerte mich eben, daß die arme Rosaura mich ja in ihrem Briefe an eben diesen Conego gewiesen hatte. Trug er also nun kein Bedenken, mich seine Unterredung mit Donna Brandina hören zu lassen, so fand auch ich keinen Grund, mich zurückzuziehen, sondern ich wollte lieber die Gelegenheit zu benutzen suchen, die mir vielleicht dienen konnte, meinem Ziel näher zu kommen.

„Geliebte Tochter in Christo,“ sagte er, indem er mehrmals das Zeichen des Kreuzes über ihr machte, „ich komme als Diener der heiligen Kirche, um die schweren Prüfungen, die über dich verhängt sind von Gott dem Allmächtigen, nach seinem Willen dir zu erleichtern und dich zu trösten; denn sie, die hohe Mutter aller Leidenden, wird sich auch deiner erbarmen, wenn du als wahre Christin dich mit ganzem Vertrauen in ihre liebenden Arme wirfst.“

Er machte eine Pause, und sie ließ ein Schluchzen hören, bis er fortfuhr:

„Ich komme, geliebte Tochter und Christin, um dich zu fragen, ob du noch eine Hoffnung oder eine Neigung hast, Frieden und Glück in dieser Welt zu erlangen?“

„Leider nein, o nein!“ rief sie schmerzlich.

„Du wirst dich also entschließen, in ein Kloster zu treten, worin du, ohne dich mit irdischen Sorgen plagen zu müssen, deinen Unterhalt findest, um dich ganz und allein mit deinem Seelenheil zu beschäftigen?“

Donna Brandina hörte zu schluchzen auf und seufzte nur tief.

Der Senhor Conego fuhr fort: „Du wirst zwar, geliebte Tochter in Christo, wie eine wahre Jüngerin des Herrn dein Kreuz auf dich nehmen und einige Dienste leisten müssen, wie sie selbst in einem geistlichen Haushalt nicht ganz entbehrt werden können.“

„Ich bin schwach,“ entgegnete sie, „und ich habe nicht arbeiten gelernt ...“

„Du wirst es lernen!“ unterbrach er sie eifrig. „Gott zeigt sich stets am mächtigsten in den Schwachen; und da du kein Vermögen besitzt, welches du der heiligen Kirche überlassen könntest, um dich für ihre hohen Segnungen nur einigermaßen dankbar zu bezeigen, so mußt du freilich in anderer Weise zu danken suchen; allein der Friede deiner Seele wird um so größer und dein Lohn im Himmel um so schöner sein.“

Sie fing wieder zu schluchzen an. Er aber sprach mit erhobener Stimme:

„So laß uns beten, meine Tochter in Christo, daß Gott der Allwissende uns erleuchte und uns den rechten Weg zeige! – Ich frage dich, ob du in die Gemeinschaft der Schwestern vom Orden der heiligen Jungfrau vom Berge Karmel eintreten willst, die bereit sind, dich mit offenen Armen zu empfangen und mit treuer Liebe zum höchsten Heil zu führen, von nun an bis in Ewigkeit?! – Amen.“

„Amen!“ wiederholte sie, vielleicht halb unbewußt, wie sie es wohl tausendmal zum Schluß der vom Padre beim Gottesdienst vorgesprochenen Gebete nachzusprechen gewohnt war.

„Du bist Zeuge,“ wandte sich der Conego jetzt zum Padre Vincente, der darauf entgegnete: „Das bin ich!“ und jener fuhr zu Donna Brandina noch fort:

„Du versprichst mir auch, meine Tochter, daß alles, was du vielleicht, ohne es zu wissen, noch besitzt oder was dir in Zukunft zufallen mag, ohne Widerspruch dem Kloster der heiligen Jungfrau vom Berge Karmel zufallen soll, damit es nach Befinden des Vorstandes zu deinem Seelenheil verwendet werde?“

„O Senhor Conego, ich besitze ja nichts mehr!“

„Um so leichter kannst du darauf verzichten, noch je irgend etwas zu erhalten, und wir können nun feststellen, daß du einverstanden bist.“

Wieder trat eine Pause ein, in der die arme Frau nur seufzte, und der Conego wandte sich abermals zu seinem Begleiter und sagte: „Du bist Zeuge,“ worauf dieser wie vorhin erwiderte [sic]: „Das bin ich!“

Beide neigten dann das Haupt, murmelten ein Gebet, bekreuzigten sich, und ebenso auch die immer noch schluchzende Donna Brandina, und sprachen laut: „Amen!“ worauf sie sich zur Thür wandten, um das Gemach zu verlassen. Hier aber trat ich ihnen in den Weg, indem ich den Senhor Conego bat, mir einen Augenblick Gehör zu schenken.

„Verzeihen Sie,“ sagte ich, „ich würde sie in Ihrer Wohnung aufsuchen müssen, wenn Sie nicht vorziehen sollten, mir hier die Auskunft zu erteilen, um die ich Sie bitten muß. Die arme Negerin Rosaura, deren Schicksal Sie gewiß kennen, hat mich beauftragt, Sie an das Versprechen, welches Sie ihr gegeben haben, zu erinnern; und ich möchte Sie außerdem fragen, in welcher Weise ich wohl im stande sein kann, eine Erleichterung des Urteils, welches an der unglücklichen Person vollstreckt werden soll, zu erwirken.“

Der geistliche Herr verfärbte sich und trat wie erschrocken einen Schritt von mir zurück, ohne sich gleich zu einer Antwort sammeln zu können; so schien es mir wenigstens. Doch faßte er sich bald und entgegnete, daß sein Amt ihm verbiete, mir irgend eine Auskunft zu geben, wenn er von etwas derart wisse, was aber nicht der Fall sei. – Damit verbeugte er sich sehr kühl und schritt hinaus, gefolgt vom Padre Vincente, und auch ich empfahl mich nun schnell, um keine Zeit zu verlieren und meinen Zweck vielleicht in anderer Weise zu erreichen.

Ich begab mich jetzt geradewegs nach dem Korrektionshause, um vor allem zu erfahren, ob die arme Alte noch dort sei, und es gelang mir wirklich, wenn auch, wie man denken kann, mit vieler Mühe und mit beträchtlichen Geldopfern, eine Zusammenkunft mit ihr zu ermöglichen. Man führte mich endlich zu einem kleinen Gitter, hinter dem ich eine Menge armseliger farbiger Menschen, auf dem Boden kauern, stumpfsinnig vor sich hinstarrend oder tolles Geschrei ausstoßend, gewahren konnte, und es dauerte eine Weile, bevor ich im stande war, mich der armen Rosaura bemerkbar zu machen und sie zu einem Gespräch heranzuwinken.

„O Senhora Donna,“ rief sie dann, „was für eine Gnade von Gott, daß Sie zu mir kommen! Ich habe nicht gewagt, darum zu bitten, aber es ist so gut von Ihnen, und ich habe Ihnen so vieles zu sagen!“

„Laß mich vor allem wissen, wie ich dir helfen kann,“ sagte ich; aber sie fiel mir eifrig ins Wort: „Von mir will ich nicht sprechen. Denken Sie nicht an mich, Senhora Donna! “[sic] – An mir ist ja nichts gelegen, aber meine arme Herrin macht mir so viele Sorge, und ich fürchte, daß sie mir sehr böse ist.“

„Für Donna Brandina ist gesorgt; der Senhor Conego Cypriano war bei ihr, und ...“

Was sagen Sie? – er war schon dort? – und er hat der guten Frau gesagt, daß sie noch ein Vermögen besitzt, von dem sie ganz gut leben kann? – O, wie gut ist das! – Nun bin ich ganz froh.“

„Arme Rosaura, du mußt mir jetzt alles sagen, was dich angeht; denn die Sache steht nicht so, wie du glaubst. Der Senhor Conego hat nicht von einem Vermögen gesprochen – gewiß nicht! – Nein, er hat die Donna Brandina im Gegenteil überredet, ins Kloster der Karmeliterinnen einzutreten, weil sie nichts, gar nichts besäße.“

„Das hat er? – o [sic] der Bösewicht! – Und er weiß doch, daß der Vater meiner Senhora ihr noch 20,000 Milreis hinter lassen hat, die sie erhalten sollte, sobald ihr Mann gestorben sein würde; und ich habe doch meine Ersparnisse ihm auch in Verwahrung gegeben, damit er sie ihr auszahle, wenn mir irgend etwas zustoßen sollte und ich nicht mehr für sie arbeiten könnte, während ihr böser Mann noch lebte!“

„Wieviel hast du ihm in Verwahrung gegeben?“ fragte ich.

„O Senhora Donna, es mögen wohl nahe an tausend Milreis sein; ich habe es ihm so nach und nach gebracht, damit meine arme Herrin es in Zeiten der Not von ihm erhalten könnte.“

„Aber du hast keinen Beweis dafür, nicht wahr? – Du hast keinen Schein, keine Quittung, keinen Zeugen?“

„Doch Senhora Donna, zuerst hat er mir immer ein Papier gegeben, und er hat darauf geschrieben, wieviel ich ihm gebracht hatte, aber nachher hat er nicht Zeit gehabt, und der Padre Vincente ist Zeuge gewesen.“

„Der? – Seltsam! – Indessen jetzt weißt du wohl nicht mehr, wo diese Papiere, die du von ihm erhalten hast, geblieben sind?“

„Gewiß weiß ich es, Senhora Donna; nur kann ich sie doch jetzt nicht holen.“

„Du nicht, aber ich kann es vielleicht. Wo sind sie? – Sage es mir, und ich werde suchen, bis ich sie finde.“

„O, wie gut von Ihnen, Senhora Donna! – Es ist in einer Blechschachtel, - ach, Sie können nicht da herumklettern und -kriechen, wohin ich die versteckt habe! – Das Ding liegt unter dem Dach, nach der Straße zu, im früheren Hause der Donna Brandina, wo ich es gelassen habe, weil ich immer noch nicht wußte, wohin ich es bringen sollte.“

„In dem Hause, welches jetzt der Senhor Nepomuceno bewohnt, der Friedensrichter und Notar?“ fragte ich.

„Ja, der wohnt jetzt dort, und in dessen Hände sind auch die 20,000 Milreis niedergelegt, die meiner armen Herrin gehören, weil ihr schlechter Mann nun tot ist. Der Vater wollte nicht, daß dieser das Geld auch durchbringen sollte, und ich habe ihm versprechen müssen, sie nichts davon wissen zu lassen, solange der lebte; aber der Conego Cypriano sollte es für sie einfordern, wenn der Mann gestorben wäre, oder wenn die Frau vorher stürbe, sollte es an die Kirche fallen; – das hat der Conego gewußt.“

„Gut, Rosaura, ich werden sehen, was ich thun kann. Du weißt wohl, daß ich versuchen werde, was irgend möglich ist, um dir und deiner Herrin zu helfen. Nun sage mir nur noch, wie du dazu gekommen bist, das Kind – du weißt wohl, was ich meine ...“

„Ja, Senhora Donna, ich weiß, Sie finden es sehr schlecht von mir, daß ich ein so unschuldiges Geschöpfchen getötet habe; und es thut mir sehr weh, daß Sie nun so schlecht von mir denken müssen. Ich konnte aber nicht anders. Ich will einmal nicht, daß meine Tochter das leiden soll, was ich gelitten habe; denn ein so kleines Kind zu verlieren, das ist nicht so schlimm, das läßt sich vergessen; aber ein beinahe erwachsenes Kind verkaufen zu sehen und nicht zu wissen, wohin, das ist zu schlimm für eine Mutter, und meine Tochter würde daran zu Grunde gehen. Sie ist nicht so stark als ich, und sie hat keine Herrin, mit der sie aufgewachsen ist und die sie so liebt wie ich die meine. Nein, nein! – und es ist ja überhaupt besser, wenn keine Sklaven mehr geboren werden.“

„Da hast du recht!“ sagte ich unwillkürlich aus vollem Herzen, und sie griff nach meiner Hand durch das Gitter und zog sie an sich, um sie zu küssen. Dann rief sie weinend: „Gott segne Sie, Senhora Donna! – Wenn alle Menschen so gut wären wie Sie, möchte die Sklaverei kein Unglück sein.“

„Doch, gute Rosaura, es bliebe immer ein großes Unheil! – Aber ich muß fort; ich will eilen, um sobald als möglich zu dir zurückzukehren.“

* * *

Man kann leicht denken, daß ich mich nun sofort zum Senhor Nepomuceno, dem Friedensrichter und Notar, begab, den ich als liebenswürdigen ehrenwerten Mann glücklicherweise von früher her kannte, da seine Tochter in meinem Erziehungsinstitut erzogen war. Ich durfte also hoffen, bei ihm eine wirksame Unterstützung und Hilfe zu finden, was denn auch der Fall war.

Zuerst wurde auf meine Bitte ein Negerknabe unter das nach hiesiger Sitte sehr niedrig gebaute Dach geschickt, um die bewußte Blechschachtel zu suchen, worin sich wirklich mehrere Verschreibungen, zusammen bis zur Höhe von 500 Milreis, befanden, die augenscheinlich vom Senhor Conego Cypriano ausgestellt waren. Senhor Nepomuceno verstand so schlaue zu operieren, daß der geistliche Herr sich gezwungen sah, gute Miene zu machen, um nicht noch Anlaß zu bösem Verdacht zu geben. Er zahlte also die genannte Summe ohne weiteres, wogegen das übrige von der armen Negerin ihm anvertraute Geld freilich in seinen Händen blieb, da der Padre Vincente schwerlich bei dieser Gelegenheit so gut sein Zeugnis abgegeben haben würde, wie er vorher zu Gunsten der Kirche sich willig hatte finden lassen. Der Senhor Nepomuceno riet mir, die Sache nicht weiter zu treiben und mich mit dem errungenen Erfolge zu begnügen, da es zweifelhaft sei, ob ein Vorteil, den man vielleicht noch erkämpfen könne, nicht andererseits wieder großen Nachteil brächte.

Es versteht sich, daß die Donna Brandina sehr froh war, durch die Erbschaft, die ihr nun zufiel, der Notwendigkeit, im Kloster Zuflucht zu suchen, überhoben zu werden, und daß sie sich wenig daraus machte, ob der Senhor Conego Cypriano ihr deswegen zürnte oder nicht.

Mehr als dies freute es mich aber, daß es mir mit dem Beistande des guten Senhor Nepomuceno gelang, mit der von der armen Negerin selbst ersparten Summe ihre Schuld dem Senhor Antonio Gomez gegenüber zu decken und noch sogar einige Hundert Milreis übrig zu haben, mit der eine Anzahlung zum späteren Loskauf ihrer Tochter geleistet werden konnte.

So durfte nun die unglückliche alte Person wieder für ihre Herrin und in deren Wohnung für sie arbeiten, womit ihre sehnlichsten Wünsche erfüllt waren.

Und ich?! – ich sagte mir: „Glücklich der, der hier zur rechten Zeit gewichtige Fürsprache findet! – aber – wehe dem, dem sie in der Stunde der Not zufällig versagt bleibt!“

Fonte: *Helvetia Illustrierte Monatsschrift zur Unterhaltung und Belehrung des Volkes.* Basel, Robert Weber 1901, S. 252-261

Texto transcrito do gótico.